

Cees
Nooteboom
Eine Karte
so groß wie
der Kontinent

Reisen in Europa

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3994

»Eines Tages«, hat Cees Nooteboom einmal erzählt, »habe ich meinen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen, mich an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt. Und ich bin eigentlich nie mehr zurückgekehrt.« Seit dieser ersten Reise ist der große niederländische Autor unterwegs, ist zu jenem Reiseschriftsteller mit überwältigendem Werk geworden, den wir heute kennen. Der vorliegende Band bietet eine Auswahl seiner besten, zum Teil erstmals veröffentlichten Reisegeschichten aus Europa. Ein Meister der Nebenrouten, ein Spezialist für die unsichtbaren Gärten jenseits der hohen Mauern, ein Kenner der Räume, die hinter fest verschlossenen Türen warten – Cees Nooteboom führt mit Leidenschaft und Brillanz, sachkundig, leichtfüßig und selbstironisch durch Landschaften und Städte eines Kontinents.

Cees Nooteboom
Eine Karte so groß
wie der Kontinent

Reisen in Europa

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen und
Rosemarie Still

Herausgegeben von
Susanne Schaber

Suhrkamp

4. Auflage 2025

Erste Auflage 2008

suhrkamp taschenbuch 3994

© 2008, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-45994-2

Suhrkamp Verlag AG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

Eine Karte so groß
wie der Kontinent

Die Form des Zeichens, die Form der Stadt

Zunächst: das Land. Die Nordsee brandet gegen einen Dü-
nengürtel, der ihr widersteht, und rollt – grüngrau, braun-
grau – bis zu der Stelle, wo sie einen Durchlaß findet. Dort
schlägt sie zwischen der Inselkette einen Bogen um das
Land und wird zum Wattenmeer, schließlich zur Zuidersee.
Nun trägt sie mit ihrem mächtigen Arm, dem IJ, das Land
von der Rückseite her ab. Zwischen See und See erstreckt
sich ein Ödland aus Halbinseln und Groden, dem Regiment
des Wassers ausgesetzt, durch kümmerliche Deiche aus See-
tang geschützt, zwischen denen man das dort wachsende
Schilf und Unkraut niederbrennt, damit der Boden bebaut
werden kann. Ein Gebiet mit wenigen Bauern und Fischern,
ein Volk von Wassermenschen zwischen Flüssen, Schlickbö-
den und Wasserläufen, das, durch den Anstieg des Meeres-
spiegels, das Absinken des Moors, durch Stürme und Wasser-
fluten ständig bedroht, an den Ufern der Flüsse auf hohen
Wurten lebt.

So entsteht nicht nur Land, sondern auch ein bestimmter
Menschenschlag, ein Volk, das sein Land weder gefunden
noch erhalten, sondern selbst geschaffen hat. Mit quergeleg-
ten Torfsoden kämpfen die Bauern gegen den gierigen Sog
der See, den ewigen Angriff. Überall in diesem niederen
Land werfen die Bewohner Dämme gegen das von Osten
herandrängende Wasser auf, bauen Häuser aus Lehm und
Schilf und Holz und lassen das nun gebändigte Wasser durch
die ersten Schleusen ins Meer abfließen, das immer wieder
anrücken wird. Wollen sie überleben, dürfen sie nicht un-

tätig zusehen, sie organisieren sich in Weilern und wehren sich gemeinsam gegen den fließenden, strömenden Feind. Das Land ist sumpfig und verwundbar unter einem hohen, stets wechselnden Himmel, die einzigen Berge sind die Dünen im Westen – niederländische Berge. Sie haben ein Meer vor sich und eines hinter sich, die Nordsee und die Zuidersee.

Ein Fluß schreibt sich seinen Weg durch das Land *Amestelle*. Es sind die Grafen von Holland und die Bischöfe von Utrecht, die sich dieses nasse unsichere Moorgebiet in einem abgelegenen Winkel des Niederlothringischen Reichs gegenseitig streitig machen. *Stelle*: sicherer, geschützter Ort. *Ame*: Wasser. Das Land gibt seinen Namen an den vagabundierenden Fluß ab. Dieser mäandert um die höher gelegenen Gebiete herum, tanzt und schwingt durch das Land, das nach geraden Linien verlangt, spielt sich auf als barocke, schleppende Girlande. Wo er in die Zuidersee fließt, heißt das Wasser IJ, und am IJ denkt sich der Fluß eine Stadt aus, eine Stadt am Wasser.

Das Spiel kann beginnen. Der Fluß setzt sein Zeichen wie ein Siegel in den Küstenstrich und schreibt seine Form hinein wie ein perfekter Kalligraph. Wenn man es einmal gesehen hat, kann man sich dem Bild nicht mehr entziehen: Der Grundriß von Amsterdam ist im Laufe der Jahrhunderte ein immer komplizierteres Zeichen geworden, ein chinesisches Schriftzeichen, das sich beständig erweitert, aber stets das gleiche bedeutet hat. Das Land ist das Papier, das Wasser die Tusche. Wie ein östlicher Meister hat der Fluß den ersten Strich gesetzt, mühelos, treffsicher, ein Zeichen äußerster Einfachheit. Nun ist es an den Menschen, weiterzuschreiben. Der Kalligraph, der sie alle zusammen sind, hat viel Zeit, gut achthundert Jahre, und das Zeichen,

das so entsteht, ist ein geordnetes Labyrinth aus Grachten, konzentrisch, einander schneidend, ein Netz von Wasserstraßen und Verteidigungsanlagen, ein in sich geschlossener Kosmos, ein magischer Halbkreis, der der Welt seinen Stempel aufdrücken wird. Seine Achse bleibt der Fluß und das Wasser, in das er mündet und das die Stadt mit der Welt verbindet. Zwischen und an diesem Wasser gibt die Stadt sich die Form selbst, die sie heute hat. Jeder neue Strich in der Zeichnung ist Geschichte, ökonomische, politische, katasteramtliche Geschichte. Jede Bewegung des Pinsels in der Hand des Kalligraphen ist diktiert von Machtkonstellationen, Kriegen, wirtschaftlichen Veränderungen, Entdeckungen, Gewinnstreben, Verteidigung, Konsolidierung. Das Gebilde aus konzentrischen Grachten am Meer entwickelt sich zu einer der mächtigsten Hochburgen Europas, die Schiffe, die die Stadt verlassen und erst nach Jahren wiederkehren, fahren bis ans Ende der bekannten Welt und tragen den Namen und den Ruf der Stadt bis in die Tropen und das barbarische Eis der nördlichsten Meere und schreiben so mit am wachsenden Zeichen.

Denn woraus besteht eine Stadt? Aus allem, was in ihr gesagt, geträumt, zerstört, geschehen ist. Aus dem Gebauten, dem Verschwundenen, dem Geträumten, das nie verwirklicht wurde. Aus dem Lebenden und dem Toten. Aus den Holzhäusern, die abgerissen wurden oder verbrannten, den Palästen, die hier hätten stehen können, der Brücke über das IJ, die zwar gezeichnet, aber nie gebaut wurde. Aus den Häusern, die hier noch heute stehen, in denen Generationen ihre Erinnerungen zurückgelassen haben. Aber sie ist viel mehr als dies. Eine Stadt, das sind alle Worte, die dort je gesprochen wurden, ein unaufhörliches, nie endendes Mur-

meln, Flüstern, Singen und Schreien, das durch die Jahrhunderte hier ertönte und wieder verwehte. Mag es auch noch so entschwinden sein, es hat doch einmal dazugehört, auch das, was sich nie mehr rekonstruieren läßt, ist ein Teil davon, einfach deshalb, weil es einst hier, an diesem Fleck, in einer Winternacht oder an einem Sommermorgen gerufen oder ausgesprochen wurde. Die Wanderpredigt, das Urteil des Tribunals, der Schrei des Gezeißelten, das Bieten auf einer Versteigerung, die Verordnung, der Anschlag, die Kundgebung, das Pamphlet, die Bekanntgabe eines Todesfalls, das Ausrufen der Zeit, die Worte von Nonnen, Huren, Königen, Regenten, Malern, Schöffen, Henkern, Schiffern, Landsknechten, Schleusenwärtern und Baumeistern, dieses fortwährende Gespräch an den Grachten im lebenden Körper der Stadt, das alles macht sie aus. Wer will, kann es hören. Es lebt fort in Archiven, Gedichten, in Straßennamen und Sprichwörtern, im Wortschatz und Tonfall der Sprache, genauso wie die Gesichter auf den Gemälden von Hals und Rembrandt in den Gesichtern fortleben, die wir heute sehen, und wie unsere Worte und Gesichter zwischen all diesen Worten und Gesichtern verschwinden werden, erinnert und nicht erinnert, verweht, vergessen und doch noch gegenwärtig, eingeschlossen in diesem Wort, das die Stadt benennt: Amsterdam. Ein Matrose stirbt im 17. Jahrhundert auf Ambon an Skorbut und sieht noch einmal die nun für immer unerreichbare Stadt vor sich, aus der er kommt. Was er in diesem Augenblick sah, lebt fort in der Weise, wie ich den Schreierstoren betrachte, den Turm, an dem die Seeleute Abschied von ihren Frauen nahmen.

Die Stadt ist ein Buch, der Spaziergänger sein Leser. Er kann auf jeder beliebigen Seite beginnen, vor- und zurückgehen in Raum und Zeit. Das Buch hat vielleicht einen Be-

ginn, aber noch lange kein Ende. Seine Wörter – das sind Giebelsteine, Baugruben, Namen, Jahreszahlen, Bilder. Ein Haus heißt *De Pelikaan* und will etwas von fernen Reisen erzählen. Ein anderes heißt *Spitsbergen* und denkt sich eine Überwinterung aus. Eine Straße heißt *Bokkinghangen* (»Bücklingsräucherei«), und auch wenn nichts mehr zu riechen ist, erkennt man den Duft von Räucherfisch. Ein Giebelstein zeigt ein Goldenes Tor, aber die Tür darunter ist modern, so daß sich der Spaziergänger das goldene Tor, das hier einmal existiert haben muß, im Geist wieder zu errichten hat. Diese Stadt ist nicht stumm, sie reicht einem Wörter: *Melkmeisjesbruggetje* (»Milchmädchenbrücke«), *Varkenssluis* (»Schweineschleuse«), *Kalverstraat* (»Kälberstraße«), und die Vorstellungskraft läßt den Spaziergänger sehen, was die Geschichte ihm erzählt hat: daß in dieser Straße Kälber verkauft wurden, ein Stück weiter Ochsen und im letzten Teil Schafe. *Gebed zonder End* (»Gebet ohne Ende«), eine schmale Gasse, der Seitenhieb eines Amsterdammers, weil es zu viele Frauenklöster in der Innenstadt gab. Dort hörte das Beten also nie auf, und in diesem Straßennamen schwingen noch die gregorianischen Klänge mit und die hohen, klaren Frauenstimmen. *Vijgendam* (»Feigendamm«), weil die Ladung Feigen, die die Warenprüfer gerade beanstandet hatten, beim Zuschütten der Gracht Verwendung fand.

Der Spaziergänger bleibt an einer Baugrube stehen und sieht zu, wie Archäologen die Erde sieben, durchkämmen, mit behutsamen Fingern nach der Vergangenheit graben, auf der Suche nach Zeichen der Vorfahren. Er staunt, daß sie so tief unten lebten. Wird die Erde denn immer dicker? Er fragt sich, ob er die Sprache dieser anderen, früheren Amsterdamer verstanden hätte. Später sieht er die Funde in einem Museum, Schuhe, die als Schuhe erkennbar sind,

er könnte hineinschlüpfen und sie tragen. Schuhe, Schalen, Hämmer, Geld. Doch die Vergangenheit – sie ist nicht nur dort unten, sondern auch oben, an den Giebeln mit ihren Darstellungen von Walfischzähnen, Indianern, Sinnbildern, Handelswaren, Sklaven, Schiffen. Jeder, so scheint es, hatte in jenen Tagen etwas mit Schiffen zu tun, jeder gehörte zum Wasser, demselben Wasser, das noch immer dunkel und geheimnisvoll in den Grachten steht und das außerhalb der Stadt um so vieles wilder und grauer war, das Wasser des Weltmeers, auf dem die Schiffe bis dicht vor die Tore der Stadt gesegelt kamen, »ein Wald aus tausend Masten«.

Auf der alten Karte von Cornelis Antoniszoon aus dem Jahr 1544 kann der Spaziergänger die Stadt mitsamt ihren Schiffen sehen. Erst wenige Grachten durchziehen die Fläche zwischen den Stadtmauern. Noch ist die große Zeit des Goldenen Jahrhunderts nicht gekommen, und doch ist das IJ bereits voll von Schiffen. An der Stelle, an der später der Hauptbahnhof liegen wird, können die kleineren Schiffe in die Stadt einlaufen, die größeren bleiben auf Reede, und es sind Dutzende. Die beiden großen Kirchen stehen sicher eingebettet zwischen den Häusern, jede auf ihrer Seite des Wassers, wie heute noch. Das breite Wasser des Damrak ging bis dorthin, wo heute der Königliche Palast steht, und teilt die Stadt in zwei Teile, die »alte Seite« und die »neue Seite«. Der Spaziergänger erkennt Gebäude, die Zeichnung der Straßen. Die Stadt hat sich für ihn bewahrt, er spaziert dort jeden Tag; wo im 17. Jahrhundert sein Haus hinkommen wird, steht jetzt noch eine rote Mühle, dort ist das grüne Land, das die Stadt umschließt, die jedesmal wieder über das Wasser der nächstfolgenden Gracht springen wird, so daß sie von Karte zu Karte größer ist. Größer, weil

Ruhm und Wohlstand mit den neuen Schiffen der Handelskompanien zunahmen. Zuerst kam die Gracht der *Heren*, die die Macht der Kaufleute festigten, und erst danach die der *Keizers* und der *Prinsen*. Und die anderen, schräger verlaufenden Grachten mit den Namen von Bäumen und Blumen, *Lelie*, *Eglantier*, *Roos* und *Laurier*, Lilie, Weinrose, Rose und Lorbeer, zwischen denen das Volk in einem Viertel lebte, das – als Verballhornung des französischen Worts *jardin*, Garten – *de Jordaan* heißt, Schiffszimmerleute, Schauerleute, Matrosen, die Männer mit den lauten Stimmen, die den Duft der großen Welt in die schmalen Straßen trugen.

Grau ist es heute, neblig. Als der Spaziergänger die Augen schließt, hört er den Wind in der Takelage all dieser Koggen, Karavellen, Fregatten, Galeonen, Brigantinen, Briggs, er riecht die Gewürze, hört die fremden Sprachen der vielen, die in seiner Stadt Zuflucht gesucht haben, portugiesische und spanische Juden, Hugenotten, flämische Calvinisten, aber auch Einzelgänger wie Descartes, der zwischen den rollenden Tonnen auf den Kais so gut meditieren konnte, oder ein Besucher wie Diderot, der sich über »*cette liberté compagne de l'indépendance qui ne s'incline que devant les lois*« wunderte, diese Freiheit, die zur Unabhängigkeit gehört und sich einzig und allein dem Gesetz beugt. Dieser Streifzug hat nie ein Ende, und der Spaziergänger liest die Bilder, die sich ihm darbieten, mit dem Auge seiner Vorstellungskraft: Avercamps Schlittschuhläufer auf den Grachten, die mittelalterlichen Prozessionen rund um das Mirakel von Amsterdam, die neuen Paläste der Sklavenhändler, und dieselben Sklavenhändler, die in den strengen, während des Bildersturms jeglichen Schmucks beraubten Kirchen, wie wir

sie von den Gemälden Saenredams kennen, dröhnend ihre Psalmen singen. Aber auch jene anderen, auf Dachböden versteckten Betstätten der verfolgten Katholiken, das erhängte Mädchen, das Rembrandt gezeichnet hat, der Dichter Bredero, der im Eis einbricht und an den Folgen stirbt, der Tod Hendrikjes und die Versteigerung von Rembrandts Antiquitäten, der Aufstand der Wiedertäufer und ihre Hinrichtung, die Prachtliebe und die kalte Geldgier, die Last des Reichtums, die Jubelschreie an die Adresse eigener und fremder Könige, der Marschschritt spanischer, französischer, deutscher Besatzer, und so gelangt er in seine eigene Zeit, die Verfolgung der Juden, als die Stadt für immer verstümmelt wurde, die Stellen, an denen die Widerstandskämpfer gefoltert oder erschossen wurden, der Einmarsch der Kanadier bei der Befreiung – verdichtete, stetig vermehrte Geschichte, die von der Stadt aufgesogen und bewahrt wurde, die fortlebt in Denkmälern und kleinen, fast unsichtbaren Gedenksteinen sowie in der Erinnerung der Lebenden, die Worte der Niederlage und Schmach ebenso wie der Triumph alter und neuer Siege, eine Moralität, ein Gedenken.

Es wird Abend in der Stadt. Die Lichter in den Räumen der Grachtenhäuser machen alles kleiner, ein Wohnzimmer. Hier herrscht die leichte Melancholie von Hafenstädten, weil immer Heimweh in der Luft liegt. Der Spaziergänger, der ich bin, geht am Palast am Dam vorbei, der früher einmal, als er gebaut wurde, alles so hoch überragte. Auf mehr als dreizehntausend Pfählen steht er in dem noch immer genauso sumpfigen Boden, dem von *Amestelle* ganz zu Anfang. 1948 erlebte ich hier als Junge, wie »die alte Königin« nach fünfzigjähriger Regierungszeit auf den Thron verzichtete.

Wo heute die breiten Straßen sind und eine späte Straßenbahn fährt, lagen noch im vorigen Jahrhundert Schiffe, bis hinein ins Herz der Stadt. Ich weiß, wo damals die Börse stand und die spätere und die noch spätere, wo die Waage war und der Fischmarkt, wo die zum Tode Verurteilten gerädert wurden und das Getreide verkauft. Jetzt gehe ich die Grachten entlang, wo die Dichter gingen, die in meiner Geheimsprache schrieben und die kein Ausländer lesen kann, Hooft, Vondel, Bredero, Hoornik, Slauerhoff. Ich gehe an den Patrizierpalästen vorbei, die heute Bürohäuser sind, an den Handelshäusern des zerronnenen Imperiums, sehe an irgendeiner Fassade das geniale Zeichen der *Vereenigde Oost-Indische Compagnie*, und in den dunklen, schmalen Straßen des Jordaan-Viertels gehe ich an den Häusern der Namenlosen von damals vorbei, ohne die es dieses untergegangene Weltreich nie gegeben hätte. Nichts ist unverändert geblieben, alles ist unverändert. Es ist meine Stadt, ein Zeichen für Eingeweihte. Sie wird sich dem Fremden nie ganz erschließen, der die Sprache und die Geschichte nicht kennt, weil es gerade die Sprache und die Namen sind, die die geheimen Stimmungen, geheimen Orte, geheimen Erinnerungen bewahren. Offene Stadt, verschlossene Stadt. Eine für uns, eine für die anderen. Eine Stadt am Wasser, eine Stadt der Menschen, von Menschen und Wasser erdacht und geschrieben. Eine Stadt vieler Zeiten und eine Stadt in der Zeit. Eine Stadt, die es zweimal gibt, sichtbar und unsichtbar, aus Stein und Holz und Wasser und Glas und außerdem aus noch etwas, das sich mit Worten nicht benennen läßt.

Juni 1991

Hierro, das Ende der Welt

Diese Frage habe ich mir bisher noch nie so recht gestellt: Was ist das, Gedächtnisverlust? Von Zeit zu Zeit taucht ein Bericht auf – jemand wurde in Antwerpen von der Polizei aufgegriffen, spricht niederländisch, weiß aber nicht mehr, wer er ist. Er hat keine Papiere bei sich, weiß nicht, woher er kommt, wohin er muß, wie er heißt. Ein Fremdling auf Erden, jemand, der sprechen, essen, denken kann, aber nicht weiß, was er hier tut. »Wer bin ich?« Die Frage stellen sich viele Menschen, die doch nur einen Blick in ihren Paß zu werfen brauchen, um die Antwort zu haben: Sie sind der und der, geboren da und da, so und so alt. Aber das ist es natürlich nicht, was sie wissen wollen, die wahre Frage lautet: Was für ein Mensch bin ich? Das ist also einen Grad weniger schlimm (viele Grade weniger schlimm) als das Problem einer Person mit *wirklichem* Gedächtnisverlust. Das muß etwas sehr Eigenartiges sein. Man lebt hier auf der Erde und kommt damit den Anforderungen der Evolution nach, ist aber im Grunde ein Niemand, eine administrative Leerstelle, etwas, das noch mit einem Namen und einer Funktion gefüllt werden müßte.

Mit meinem eigenen Gedächtnis habe ich stets auf gespanntem Fuß gestanden. Ich habe keins, sage ich immer, was aber natürlich nicht stimmt. Andererseits – viel habe ich in diesem Punkt nicht zu bieten. Andere können ihre gesamte Kindheit und Jugend einschließlich aller Daten, Schulen und Vorfälle ausspucken, als wären sie ihr eigener Computer – ich kann das nicht. Manchmal frage ich mich sogar, ob es mich früher überhaupt gegeben hat. Es existieren ge-

nug Dokumente, die beweisen, daß dem so ist, doch meist scheint es so, als sei die hinter mir liegende Zeit eingestürzt. Einen Moment schaue ich mich nicht um, und schon fallen die Jahre übereinander, die Ereignisse verwirren sich, die Schulen meiner Vergangenheit verschmelzen, die falschen Lehrer irren durch die falschen Flure, und wenn ich in diesem allmählich immer undurchdringlicher werdenden Chaos etwas wiederfinden will, dann muß ich *arbeiten*. Beckett hat über Proust gesagt, gerade die Tatsache, daß dieser *kein* Gedächtnis gehabt habe, habe ihn gezwungen, alle diese Bände von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* zu schreiben. Das mag eine Übertreibung sein, aber der Gedanke spricht mich an.

Wer keine Vergangenheit hat, muß sich eine schaffen, muß wie ein Grubenarbeiter in die Stollen hinabsteigen, muß Zeitungen und Modeblätter lesen, um zu sehen, was damals geschah und wie alle aussahen. Also wieder: *arbeiten*.

Wie schafft man sich ein Gedächtnis? Auf meinen Reisen ist es einfach, ich schreibe und schreibe, und weil ich weiß, ich werde das, was ich beschreibe, in Erinnerung behalten, schaue ich intensiver. Gesteigertes Schauen, so etwas Ähnliches wie Fotografieren. Auf das Reisen selbst hat das eigenartige Auswirkungen, als könnte man nie einfach nur schauen, nie einfach nur etwas sehen. Ich bin im Grunde immer dabei, zu schauen, ob da nicht irgend etwas ist, das ich *bewahren* muß, genauso wie ein Fotograf in einer beliebigen Landschaft den Ausschnitt wählt, von dem er glaubt, er werde die Landschaft »gesteigert« wiedergeben. Am Ende einer Reise habe ich auf diese Weise ein Notizbuch gefüllt, mein externes Gedächtnis: Bilder und Gedanken, Vergleiche, Beobachtungen, die ich notiert habe und somit nicht *in* mei-

nem Kopf aufzubewahren brauche: Wenn ich sie noch einmal lese, sehe ich sie wieder. Mir kann folglich keine größere Katastrophe passieren, als mein externes Gedächtnis zu verlieren. In dem Moment verflüchtigt sich meine Reise in eine, die jeder machen kann: Ich bin irgendwo gewesen, habe alles mögliche gesehen, davon einen mehr oder weniger globalen Eindruck übrigbehalten, doch die exakte Registrierung meiner Wahrnehmungen ist so tief nach innen gesickert, daß ich sie nicht mehr unbeschädigt an die Oberfläche holen kann.

Auf meiner letzten Reise habe ich mein externes Gedächtnis verloren oder, besser gesagt, jemand hat es gestohlen. Es hing in einer blauen Tasche an einem Stuhl auf einer Restaurantterrasse am Ozean. Die Sonne (das weiß ich noch) klatschte ihr grelles Mittagslicht auf das kabbelige Wasser, die Terrasse, mit einem Schilfdach, war baufällig, die Speisen waren überreichlich, der Wein billig und schwer, die Stimmung glücklich und unbesorgt. Mein Gedächtnis hing arbeitslos neben mir, verwahrt in einem kleinen ledergebundenen Büchlein der Firma Smythson aus der Bond Street, gespeichert in kleinen, nur für mich leserlichen Buchstaben, Momentaufnahmen aus Madrid, Teneriffa, der Niederschlag einer Woche des Schauens und Lesens auf der Insel Hierro, des, wie sie dort sagen, *siebenten* Eilands der Kanarischen Inseln, wild, steil, etwas unwirtlich, anders.

Wie passiert so etwas? Augen, in die ich womöglich sogar geblickt habe, sehen die blaue Tasche, und während die meinen geschlossen sind und noch immer das Sonnenlicht sehen, streift eine fremde Hand die Tasche von der Stuhllehne. Ich habe es nicht gemerkt, in dem Augenblick gab es nichts, was ich aufschreiben wollte. Die Brandung schlug

an die schwarzen geschliffenen Steine am Strand, zerbrechliche Gestalten liefen zum Wasser und verschwanden darin. Deutsche in den fahlen Hippiekostümen schon wieder so lange vergangener Jahre, bläßliche Abgesandte des Großstadtproletariats, die hier ihren verfälschten Hochsommer erleben, saßen wichtigtuerisch da und rauchten Hasch, als hätten sie es erfunden, eine bleiche Stadtmaus mit fettigem Haar versuchte ihre selbstgebackene Schokoladentorte zu verkaufen, spanische Schuljungenaugen grasteten die halb entkleideten Körper auf der Suche nach einem Bild ab, das zu ihrer unbestimmten Wollust passen könnte, ein maurisch aussehendes Mädchen räumte auf der Terrasse ab. Jenseits von alledem mußte Südamerika liegen, das Meer bewegte sich, ölig glänzend, wenn ich mich umdrehen würde, sähe ich die Berge, die dieses tropische Tal umschließen, grüne Terrassen, Bananenplantagen, niedrige blaue Häuser in Explosionen exotischer Blumen, die sich aufwärts windende Straße, auf der ich nachher fahren würde, so hoch hinauf, daß ich durch den permanent über der Insel liegenden Nebel käme, die Straße, die danach durch eine giftige, kahle, versteinerte Landschaft auf der anderen Seite der Insel steil wieder hinunterführen würde zum ärmlichen Hauptort, wo ich mir im Hotel eine Dienstbotenkammer besorgt hatte.

Eine Form von Glück, dies alles. Das Buch auf dem Schoß zugeklappt, das Hirn in Schlaf gewiegt vom trüben Wein der Insel und einem Glas Anis, das aussah wie ein Glas voll Mädchentränen. Die Klänge einer Gitarre, der Wind in den Palmen, das Meer, das in den Kieseln wühlte und sie sacht aneinanderklackern ließ. Es war eine glückliche Reise gewesen. Madrid in der klaren Trockenheit der Kastilischen